

Noah

»Schlaf gut, Noah.«

»Schlaf du auch gut, Helena.« Lächelnd warte ich noch ein paar Sekunden, lausche dem leisen Knistern in der Leitung, ehe sie die Verbindung endgültig beendet. Als würde sie womöglich noch etwas sagen. Als würden Dinge im Raum schweben, die noch auf ihren Auftritt warten. Doch dann wird mein Handy stumm. Sie ist weg. Ich spüre, wie mein Lächeln langsam von meinem Gesicht gleitet. Wie die Freude, die ich während unseres Gesprächs empfunden habe, abebbt.

Eben noch war ich voller Wärme. Zuversicht. Hoffnung.

Doch nun kehrt die Einsamkeit zurück. Diese Schwere, die mich erfüllt, wann immer ich daran denke, dass der andere, der bedeutende Teil meiner Seele hunderte Meilen entfernt von mir lebt. New York City. Für viele ein Ort der Hoffnungen und Träume – wie auch für Helena. Für mich ist es eine klebrige Falle, die mir geraubt hat, was mir immer am wichtigsten war.

Ich schüttele den Kopf. *So war das nie geplant. Nie.*

Seufzend werfe ich einen Blick auf den Sperrbildschirm und mustere den Hintergrund. Ein Schnappschuss von Helena und mir, im vergangenen Frühjahr entstanden. Damals wies noch gar nichts darauf hin, dass sie bald schon fortziehen würde. Ich war nicht darauf vorbereitet, dass sie diesen Plan geschmiedet hat. Keiner von uns.

Mit dieser Entscheidung hat sie uns alle überrascht.

Und das ist noch milde ausgedrückt. Ich kann mich allzu gut an jenen Tag erinnern. An die ungläubige Wut ihrer Brüder, die voller Energie versucht haben, ihr diese Schnapsidee auszureden – ihre Worte, nicht meine. Obwohl, okay, auch meine. Uns allen fiel die Vorstellung schwer, dass Helena, unsere Freundin, Schwester, Tochter, die ihr ganzes Leben nur hier im ländlichen Vermont verbracht hat, in eine Millionenmetropole ziehen und dort überleben würde.

Doch sie tut es. Auch ein Jahr später noch. Und sie scheint sogar glücklich zu sein. Ein Teil von mir hat das bis heute nicht verarbeitet. Nicht, dass ich ihr das Glück nicht gönne – das tue ich! Ich wünschte nur, sie hätte es hier gefunden.

Bei ... mir.

Wir sind befreundet, seit wir fünf Jahre alt sind, und seitdem haben wir uns beinahe täglich gesehen. Es gibt kaum etwas, das ich nicht mit ihr geteilt habe. Bedeutsame Events wie Abschlüsse oder jeden einzelnen Geburtstag ebenso wie diverse Krankheiten, die der eine dem anderen gerne weitervererbt hat. Ich habe in ihrer Anwesenheit meinen ersten Zahn verloren, bin in den Stimmbruch gerutscht und habe ihre Hand gehalten, als sie das erste Mal fürchterliche Magenkrämpfe hatte, die sich am Ende als der Beginn ihrer Periode herausgestellt haben. Wir waren füreinander da, immer, und es gibt – oder gab – unzählige kleine Alltagsrituale, die unsere Freundschaft eng und meinen Alltag bunt gemacht haben.

Helena war immer die Sonne, das Licht. Ich bin kein Einzelgänger, aber Helena war maßgeblich dafür verantwortlich, dass ich ein Sozialleben hatte. Ohne sie wäre

ich wohl die meiste Zeit durch die Natur Edens gestrichen. Was definitiv auch nicht verkehrt ist ...

Ich schlucke schwer, schiebe das Handy in meine Hosentasche – falls Helena mir noch mal schreibt – und gehe nach unten. Ich wohne nach wie vor in meinem Elternhaus. Mom und Dad sind im Wohnzimmer. Wie so oft schauen sie eine dieser Talkshows, für die sie zu leben scheinen. Ein wenig Glamour in diesem doch eher einfachen Leben im ruhigen Vermont ...

»Noah, du bist noch wach?«

Ich lächle Dad an. Er wirkt müde, so als wäre er derjenige, der ins Bett müsste, nicht ich. Tiefe Ringe haben sich unter seine Augen gegraben und im Schein der Mattscheibe wirkt seine Haut ungesund teigig. »Jepp. Hab mit Helena telefoniert. Schöne Grüße von ihr.«

»Danke«, brummt Mom.

Ich wölbe meine rechte Augenbraue, kommentiere ihren verschnupften Tonfall jedoch nicht. Sie ist eben meine Mom und daher auf meiner Seite. Und sie hat Helena nicht verziehen, dass sie mich mit ihrem abrupten Fortziehen getroffen hat. Sie hatte einen ziemlich miesen Streit mit Sally – Helenas Mom und ihrer guten Freundin. Seitdem sind die Dinge ... etwas kühl geworden.

Mit großen Schritten gehe ich zum Kühlschrank und werfe einen Blick hinein. Die Portion Käsemakkaroni, die heute Mittag übrig geblieben ist, lacht mich verführerisch an, aber ich nehme mir nur eine Flasche Wasser. Es ist bereits kurz vor elf, ich sollte wirklich besser schlafen, anstatt einen Mitternachtssnack zu mir zu nehmen. Morgen kommt mein neuer Biologiekurs nach Eden. Wir wollen ins *Babcock Nature Reservat*. Diese Art von Exkursion habe ich ins Leben gerufen, als ich die Stelle als Dozent für heimische Zoologie und Botanik angetreten habe, und sie hat großen Anklang in meinem Fachbereich gefunden. Wo lernt es sich besser als im aktiven Raum? Und dann auch noch im Heimischen ...

Ich setze mich kurz zu Mom und Dad, trinke das Wasser und starre auf den Bildschirm, ohne wirklich wahrzunehmen, was sich dort abspielt. Etwas hat sich seltsam angefühlt. Augenscheinlich war unser Gespräch wie immer, aber irgendwie ... In mir steigt eine Unruhe auf, die ich nicht näher benennen kann. Sie ist diffus, befällt aber jeden Teil meines Körpers.

Und ich weiß nicht, wieso ...

* * *

Im Laufe der nächsten Woche höre ich nichts von Helena. Im vergangenen Jahr haben wir definitiv nicht jeden Tag telefoniert, aber zumindest täglich Nachrichten ausgetauscht. Manchmal nicht mehr als eine – aber immerhin ein Lebenszeichen. Das war nie ein Ersatz dafür, sie zu sehen, aber so habe ich mich ihr wenigstens etwas näher gefühlt.

Wenn ich genau darüber nachdenke, ist es das erste Mal überhaupt, dass wir so lange nichts voneinander gehört haben. In all den Jahren hat es nie, wirklich nie, solche Phasen gegeben. Selbst als ich mit Blinddarm im Krankenhaus lag, nicht.

Mehrmals habe ich ihr geschrieben und auch versucht, sie anzurufen.

Doch es kommt keine Reaktion von ihr.

Nach dem ersten Tag Schweigen fühle ich mich ein wenig unruhig. Rede mir ein, sie hätte Stress und daher keine Zeit, kurz zu antworten.

Am zweiten Tag schreibe ich ihr eine weitere Nachricht, in der ich frage, ob alles okay ist, komme aber darüber hinweg, dass sie nicht antwortet, weil ich den ganzen Tag im Reservat bin – und realisiere erst am Abend, dass erneut keine Reaktion kam. Irritiert prüfe ich unseren Chat. Sie hat meine Nachricht gelesen, definitiv. Aber sie hat nicht geantwortet. Auch nach zwölf Stunden nicht. Hm. Das macht mich ehrlich gesagt schon nervös.

Am dritten Tag rufe ich sie an und lasse es klingeln, bis die Mailbox losgeht. Ich verzichte, ihr draufzusprechen, spüre aber, wie meine Unruhe steigt und sich in Sorge verwandelt. Ist ihr irgendetwas geschehen? Ist sie krank? Oder sauer? Habe ich irgendetwas gesagt, das ihr nicht gepasst hat? Fieberhaft gehe ich unser letztes Gespräch durch, aber abgesehen davon, dass sich etwas daran irgendwie seltsam angefühlt hat, will mir nicht einfallen, was ich falsch gemacht haben könnte.

Die halbe Nacht wälze ich mich im Bett herum, gequält von meiner Sorge, ehe ich in einen unruhigen Schlaf falle, heimgesucht von Träumen, in denen Helena vor mir davonläuft und nicht auf meine Rufe reagiert. Sie entgleitet mir. Immer mehr. Und je lauter ich rufe, je schneller ich laufe, desto blasser wird ihr Abbild ...

Als ich am kommenden Morgen müde im Auto Richtung *NVU* sitze, kommt mir kurz in den Sinn, einfach weiterzufahren. Immer weiter, bis ich New York erreiche. Sie wohnt in einem winzigen Appartement in Brooklyn und ich weiß, dass sie für dieses kleine Lifestyle-Online-Magazin arbeitet. Ich könnte es tun. Könnte einfach so vor ihrer Tür stehen und warten, bis sie mir öffnet – oder nach Hause kommt. Manchmal muss man ein Gespräch von Angesicht zu Angesicht führen, um sicherzugehen, dass es keine Missverständnisse gibt. Und bestimmt gibt es für Helenas Verhalten eine Erklärung ...

Aber ich tue es nicht. Etwas in mir hält mich davon ab. Klar, da sind immer noch die Gedanken, dass ihr etwas geschehen sein könnte.

Aber hätte sie dann meine Nachricht gelesen? Jede Einzelne?

Stattdessen wächst da ein anderes Gefühl in mir; ich will es eigentlich gar nicht zugeben, aber es fühlt sich verdammt nach verletztem Stolz an.

Wieso zum Teufel reagiert sie nicht auf mich? Das hat sie doch noch nie getan!

Die Unruhe wandelt sich in wütende Zurückhaltung, und als sie Ende der Woche immer noch nicht geantwortet hat, schicke ich ihr eine weitere Nachricht.

Ich weiß nicht, was los ist, aber ich finde es ziemlich mies von dir, dass du mich ignorierst. Wenn du sauer bist, sag es bitte einfach. Wir konnten doch immer über alles reden.

Die Worte sind abgesendet, ehe ich ein zweites Mal darüber nachdenken konnte. Vielleicht spielen die drei Flaschen Craft Beer, die ich im Pub getrunken habe, dabei eine Rolle. Umringt von all den Anwohnern, die Abend für Abend herkommen, fühle ich mich dennoch allein. Ein Gefühl, das an mir haftet, seit ich zugesehen habe, wie die Rücklichter von Helenas Mietwagen immer kleiner geworden sind ...

»Hey.«

Ich löse meinen Blick vom Handy und sehe in große, stark geschminkte Augen. »Oh, hey, Elsie«, murmle ich – und komme mir wie der größte Arsch vor, weil ich so abwesend klinge. Höflich ist was anderes. Mom würde mich dafür sicher rügen.

Sie scheint es aber nicht weiter zu stören. »Wie lange willst du noch allein Trübsal blasen?« Ohne zu fragen, ob ich damit einverstanden bin, gleitet sie mir gegenüber an den Tisch – und stellt ein frisches Bier vor mir ab.

Überrascht weiche ich zurück. »Danke.«

Ihr Blick wandert über mich, ehe sich ihre Mundwinkel noch weiter in die Höhe biegen. »Gern. Dachte, du kannst ein bisschen Gesellschaft vertragen.« Sie zuckt mit der Schulter. »Auch wenn du die ganze Zeit eine so dermaßen krasse ›Lasst-mich-alle-in-Ruhe‹-Aura ausstrahlst.«

»Ach ja, tue ich das?«, erwidere ich, unsicher, ob ich belustigt oder genervt sein soll.

Sie legt den Kopf schräg, wodurch die Spitzen ihrer welligen Haare über ihren nackten Arm streifen, den sie vor sich auf dem Tisch platziert hat. »Jepp.«

»Und trotzdem bist du hier.«

Ihr Grinsen wird irgendwie ... herausfordernd. Fast schon bockig. »Hab mich noch nie gern an Anweisungen gehalten ...«

Etwas an der Art, wie sie das sagt, sorgt dafür, dass ein Teil der Schwere von mir weicht. Ich schlucke, blicke noch ein letztes Mal auf mein Handy, das wenig überraschend stumm bleibt. Weil ich masochistisch veranlagt bin, gehe ich dennoch in den Chat mit Helena ... und sehe, dass sie die Nachricht gelesen hat und noch immer online ist. Für etwa zwanzig Sekunden. Dann ist sie schlagartig offline. Wieder keine Reaktion von ihr. Das ist ...

Die Wut in mir erreicht neue Höhen. Innerlich zähle ich bis zehn, und als sie immer noch nicht reagiert hat, sperre ich den Bildschirm, schiebe das Handy in die Hosentasche und greife nach dem Bier. »Also gut, Elsie. In dem Fall: Danke für das Bier.«

Lächelnd proste ich ihr zu, und auch wenn es sich noch ein wenig so anfühlt, als würde ich eine Maske tragen, als hätte ich verlernt, wie das wirklich geht, merke ich, dass es mir guttut, etwas anderes zu tun, als nur auf Helenas Reaktion zu warten. Darauf, dass sie etwas von ihrer kostbaren Zeit für mich erübrigt.

Dankbarkeit wallt in mir auf. Für Elsie, mit der ich nie mehr als ein paar Worte gewechselt habe, die aber unwissentlich an einem Tiefpunkt zu mir gekommen ist, um mich aus meinem stumpfen Gedankenstrom zu reißen.

Das hier ist echt. Das hier ist meine Realität, schießt es mir durch den Kopf.

Es mag nicht mehr die Realität sein, die ich mir all die Jahre gewünscht habe, aber es ändert nichts daran, dass sie es nun ist. Helena ist nicht mehr hier und sie will auch nicht mit mir reden. Aber Elsie ist hier. Und all die anderen Anwohner Edens. Ich sollte aufhören, in der Vergangenheit zu leben, mich an eine Person zu klammern, die mich offenbar nicht mehr als Priorität betrachtet, und stattdessen neue Wege beschreiten.

Es tut weh.

Es tut verdammt weh.

Aber mir bleibt keine andere Wahl.

* * *

Die ersten Wochen sind die Hölle. So sehr ich mir auch einrede, dass ich stärker bin, dass ich nicht auf Helena angewiesen bin, liege ich jeden Abend im Bett, spüre den dumpfen Schmerz in meinem Herzen und frage mich, wieso sie nicht mehr auf mich reagiert. Ich würde gerne anderes behaupten, aber ich habe noch mehrere Male versucht, sie anzurufen, habe ihr noch eine Handvoll Nachrichten geschrieben.

Jede Einzelne hat sie gelesen.

Auf keine hat sie geantwortet.

Mittlerweile ertrage ich unseren Chatverlauf nicht mehr. Ihn zu öffnen und die traurige Säule an Nachrichten, dieses deprimierende Selbstgespräch, zu sehen, wühlt diese Wut in mir nur noch weiter auf. Also habe ich ihn archiviert.

Nachts träume ich nach wie vor regelmäßig von ihr. Entweder läuft sie mir davon, wie in jener ersten Nacht, oder es sind Ausschnitte aus der Vergangenheit; gemeinsame Erlebnisse in surrealer Version, die mich morgens noch viel leerer aufwachen lassen, als ich mich ohnehin schon fühle.

Wenn ich es doch nur verstehen würde ...

Es ist Freitag; ein kühler Herbsttag, der erste trockene seit langem. Schnee liegt in der Luft; ich vermute, dass der Wintereinbruch kurz bevorsteht. Ich habe die vergangenen Stunden im Reservat verbracht, wo ich mein Handy normalerweise immer auf leise stelle – oder sogar ausmache. Das Letzte, was ich will, ist, dass Tiere aufgescheucht werden, wenn ich sie beobachte. Auf dem Rückweg zum Parkplatz hole ich es hervor, um meine noch vorhandene Hoffnung zu zerstören; wie immer, wenn ich länger nicht nachgesehen habe, ob Helena sich gemeldet hat. Natürlich habe ich keine Nachricht von ihr, dafür aber mehrere entgangene Anrufe von Mom, die meinen Puls augenblicklich in die Höhe treiben.

Das kommt nie vor. Wirklich nie. Es muss etwas passiert sein ...

Ich tippe auf ihren Namen, warte darauf, dass die Verbindung hergestellt wird, während ich die Bäume hinter mir lasse und auf den kleinen Parkplatz jogge, wo mein Wagen steht. Meine Knie sind weich, es fühlt sich an, als würde sämtliches Blut in mir zu Boden sinken und mich gleichzeitig hinabreißen, aber ich schaffe es irgendwie zur Fahrtür, klammere mich am Griff fest.

Es klingelt und klingelt, doch sie geht nicht ran.

»Fuck«, murmele ich, während sich ein verdammt ungutes Gefühl in mir zusammenbraut, jeden Gedanken an Helena, an einfach alles, verjagt. »Was ist denn nur los?«

Mit zittrigen Fingern schließe ich den Wagen auf und klettere hinein. Dann setze ich so eilig zurück, dass Dreck aufspritzt, und fahre vom Parkplatz. Von hier aus sind es keine zehn Minuten bis nach Hause, doch das sind knapp zehn Minuten zu viel.

Etwas ist passiert.

Ich weiß es.

Ich spüre es tief in mir.

Immer wieder versuche ich es erneut bei Mom, auch bei Dad, aber niemand nimmt meinen Anruf entgegen.

Mag sein, dass ich gerade hypernervös reagiere. Dass ich besonders empfindlich bin, weil ich seit Wochen von Helena ignoriert werde und daher das Gefühl, dass niemand auf mich reagiert, besonders negative Wellen in mir schlägt. Aber die Tatsache, dass Mom mich sechsmal angerufen hat und nun nicht mehr ans Telefon geht, ist höchst beunruhigend.

Im Idealfall lachen sie mich nachher aus, weil sie lediglich wissen wollten, ob ich zum Abendessen da bin.

Aber das ist es nicht, flüstert diese gemeine, negative Stimme in mir. *Und das weißt du ganz genau.*

Ich kann froh sein, dass ich keinen Unfall baue. Und das auch nur, weil mir niemand auf meinem Rückweg begegnet. Kein Auto, kein Mensch, kein Tier. Als wäre die Welt während meiner Abwesenheit stehen geblieben und plötzlich wäre ich der Einzige, der noch existiert.

Ich fahre die Main Street hinab, biege viel zu schnell in unsere Straße ...

Und steige so abrupt auf die Bremse, dass ich einen Auffahrunfall riskiert hätte, wäre jemand hinter mir gewesen.

Nein.

Nein, nein, nein.

Flackerndes Blaulicht erhellt die einsetzende Dämmerung.

Ein Rettungswagen. Und er steht direkt vor unserem Haus.

Vor unserem Haus ...

Sofort sehe ich wieder vor Augen, wie erschöpft Dad in den letzten Wochen gewirkt hat. Wie müde.

Nein.

Bitte nicht, nein ...

Am ganzen Körper zitternd fahre ich vor, parke hinter dem Krankenwagen und steige aus dem Auto. Es fühlt sich an, als würde ich mich durch Gelee bewegen, durch zähen Schleim. Meine Kehle schnürt sich zu, während mich Panik verschlingt. Dennoch gehe ich immer weiter ... bis ich sehe, wie sie alle aus dem Haus platzen. Dad auf einer Liege, mit Sauerstoffmaske, umringt von drei Sanitätern. Durchscheinend blass, soweit ich das erkennen kann. Direkt hinter ihnen Mom, die mit entsetztem Blick und tränenüberströmtem Gesicht hinterher taumelt. Die Haustür steht offen,

der sonst so warme Schimmer aus der Diele vermag es kaum, nach außen zu dringen. Die Dunkelheit rückt auf uns ein, auf uns alle, verringert meine Wahrnehmung auf diesen winzigen Punkt; auf diese wenigen Quadratmeter vor mir, in denen mein ganzes Leben gerade bis ins Mark erschüttert wird.

Das ist ein Albtraum. Ein verdammter Albtraum ...

»Noah!«

Moms Stimme bricht; ich erwache aus meiner Starre, eile auf sie zu, den Blick nur schwer von Dad lösend, der gerade in den Krankenwagen gehievt wird. Meine Kehle brennt, als ich meine Hände auf ihre Schultern lege. »Was ... was ist passiert?«

Sie sieht mich an, ihre Augen nichts als ein Meer aus Traurigkeit. »Er hatte Schmerzen, und dann ist er in sich zusammengesackt ... Oh Gott, Noah, sie sagen, das Herz ...«

Etwas in mir flüstert »Ich wusste es«, aber ich dränge es beiseite. Meine Finger zucken, graben sich tiefer in ihre Schultern. »Es tut mir so leid, Mom, ich hätte ...«

»Ma'am, wenn Sie mitfahren wollen, müssen Sie jetzt kommen.«

Unsere Köpfe zucken zu dem Sanitäter.

»Geh«, murmele ich meiner Mutter zu. »Ich kümmere mich hier um alles und komme dann hinterher.«

Sie sieht mich gehetzt an, verunsichert, verängstigt, aber auch dankbar. »Okay«, wispert sie, ehe sie zum Krankenwagen stolpert und hinten einsteigt. Zu Dad.

Dort gehört sie hin. Nur dort.

Auch wenn ich mich niemals einsamer gefühlt habe als in diesem Augenblick.

Die Tränen steigen immer weiter in mir auf, während ich zusehe, wie die Türen hinten zugeschlagen werden, der Alarm aufheult und der Krankenwagen losfährt.

Gemessen am Tempo und dem Blaulicht sieht es nicht gut aus.

Gar nicht gut.

Dads lebloser Anblick ...

Es waren nur wenige Sekunden, maximal eine Minute, und doch ... kommt es mir so vor, als wäre meine Welt ab sofort eine andere.

Alles scheint zusammenzubrechen. Jede normale Struktur löst sich auf. Mein Netzwerk. Meine Familie. Meine Freundschaften ...

Helena.

Ich will es nicht tun. Will es nicht erneut versuchen. Dennoch kann ich mich nicht daran hindern, nach meinem Handy zu greifen und ihren Kontakt auszuwählen. Es ist ein Impuls, beinahe ein Instinkt. Etwas, das mir in all den Jahren in Fleisch und Blut übergegangen ist. Mein Leben wird erschüttert? Ich brauche Helena. So war es immer.

Immer, immer.

Ich erzittere, während ich zum Haus gehe und dem Klingeln lausche. Einmal. Dreimal. Fünfmal.

Mein Sichtfeld flackert und ich spüre, wie sich ein eisernes Band um meine Brust schlingt. Panik. Das ist es, was ich spüre. Panik. Hilflosigkeit.

Ich *brauche* sie.

Die Mailbox springt an, und ihre klare Stimme zerreißt mich. »Hey, sorry, bin gerade irgendwie beschäftigt. Sprich mir einfach drauf, dann melde ich mich, sobald ich wieder kann.« Und dann lacht sie.

Es ist nur eine Aufzeichnung, und doch schneidet das Geräusch tief in mein Fleisch.

Weil sie unzhliche Male so mit mir gelacht hat. Und jetzt kriege ich nicht mehr als eine minderqualitative Aufnahme, schlechter noch als in meiner Erinnerung ...

Das Piepsen ertönt, und einen Moment lang weiß ich nicht, was ich tun soll. Was ich sagen soll. Die Sekunden vergehen zäh und trge, das Rauschen in meinen Ohren nimmt immer weiter zu. »Ach, was soll's«, murmle ich rau, meine Stimme zittert vor unterdrücktem Schmerz. »Htte dich gebrauchen können, aber du bist ja nicht da.«

Und damit lege ich auf.

Ich muss jetzt funktionieren. Muss das Haus abschließen. Ins Krankenhaus fahren.

Hoffen, dass Dad noch lebt, wenn ich ankomme.

Oh Gott, hoffentlich lebt er noch ...

Ich kann nicht noch einen geliebten Menschen verlieren.

Helena

»Ach, was soll's. Htte dich gebrauchen können, aber du bist ja nicht da.«

Tränen steigen in mir auf, laufen über.

Immer wieder höre ich diese Nachricht an, und mehr denn je fühle ich mich wie der schrecklichste Mensch auf Erden. Ich höre ihn. Seinen Schmerz. Ich höre die Enttäuschung. Höre die Kapitulation.

Und all das ist meine Schuld.

In den vergangenen Wochen habe ich mich meiner wichtigsten Lebensquelle beraubt. Meines besten Freundes. Meiner Familie. Und Noah scheint es langsam zu realisieren.

Un Glaube.

Sorge.

Wut.

Und jetzt? Er klingt so verzweifelt.

»Vielleicht sollte ich ...« Mein Finger schwebt über dem Display. Ich muss ihn anrufen. Zurckrufen. Er hätte mich gebraucht. Er *braucht* mich. Immer noch. Trotz allem. Und wenn er nur wüsste, wie sehr ich ...

Mein Herz krampft sich zusammen, während ich daran denke, was an jenem Abend passiert ist, als ich das letzte Mal mit ihm gesprochen habe. Angst kommt in mir auf, aber ich schiebe sie beiseite.

Egal. Ich rufe ihn jetzt an. Ich kann das nicht mehr. Ich brauche ihn. Ich brauche sie alle. Und vor allem braucht Noah gerade *mich*.

Nur wenige Millimeter über dem Display erstarrt mein Finger jedoch zu Eis, denn die Wohnungstür fällt lautstark ins Schloss.

»Baby? Bist du da?«

Richards Stimme ertönt im Flur, und mich erfüllt eine seltsame Mischung aus Freude, Hoffnung und schlechtem Gewissen. Eisige Schauer rollen über meinen Rücken, während ich trocken schlucke.

Wenn er wüsste, was ich beinahe getan hätte ...

Ich verstehe mich nicht. Ihn nicht. Verstehe nicht, wieso es so schlimm ist, mit Noah zu sprechen, aber so wütend, wie er beim letzten Mal war, will ich ihn nicht noch einmal erleben. So verletzt. Ich wohne bei ihm. Er ist alles, was ich habe. Und eigentlich, eigentlich ist er doch anders ...

In dem Wissen, dass ich schwach bin und es vermutlich nie wiedergutmachen kann, sperre ich den Bildschirm und verstecke das Handy unter ein paar Unterlagen auf meinem Schreibtisch. Adrenalin jagt durch meine Adern, liefert sich ein Wettrennen mit meiner Reue. Am Ende kann ich nur als Verlierer aus dieser Sache herausgehen.

Selbstverschuldet, natürlich.

Ich bin so ein schrecklicher Mensch.

»Hier«, rufe ich mit verräterisch zitteriger Stimme. »Im Arbeitszimmer.«

»Oh, Baby, du weißt, dass das keine Arbeit ist, was du da tust«, antwortet er im Türrahmen und grinst mich an. Gleichzeitig lockert er seine Krawatte. Sein Blick wandert hungrig über mich.

Schätze, sein Tag war erfolgreich.

Morgen, verspreche ich mir. Dann finde ich eine ruhige Minute, um mich zu melden.

Bei Noah. Bei ihnen allen.

Die Tür zum Arbeitszimmer fällt hinter Richard ins Schloss, und irgendwie ... fühlt sich das sinnbildlich an.